

## Sprachnorm und Sprachwirklichkeit

*Von Paul Grebe*

Wenn der Herausgeber der Duden-Bände und vor allem der Bearbeiter der Duden-Grammatik zu dem Thema „Sprachnorm und Sprachwirklichkeit“ spricht, dann sind damit zwei Besonderheiten verknüpft. Zunächst wird man den Leiter der Dudenredaktion ab ovo für einen einseitigen Verteidiger der Sprachnorm halten, weil die Wörter „Duden“ und „Norm“ weithin gleiche Vorstellungen auslösen. Und doch hat Friedrich Sieburg in seiner Besprechung der Duden-Grammatik in der Frankfurter Zeitung vom 13. Februar 1960 zusammenfassend geschrieben: „Die neue Duden-Grammatik ist von einem optimistischen Geist getragen, sie setzt Menschen voraus, die mit Ausnahmen und Abweichungen etwas anfangen können. Wort und Satz sind hier aus dem Käfig überlieferter Gewohnheiten entlassen; die Tür steht weit offen – aber es macht Ehre und Wert der deutschen Sprache aus, daß sie zögert, auf jenes weite, ja unbegrenzte Feld zu entweichen, auf dem es umgangssprachlich zugeht.“ Fast gleichzeitig schrieb mir ein solcher Mensch, der „mit Ausnahmen und Abweichungen etwas anfangen kann“, nämlich Hans Glinz, der bekannte Verfasser des Buches „Die innere Form des Deutschen“, über das gleiche Werk: „Aber viel wichtiger als die Verschiedenheiten des Weges, den wir hier und da eingeschlagen haben, dünkt mich die große Übereinstimmung im Grundsätzlichen, in der Haltung gegenüber Sprache und Sprachwissenschaft. Sie haben an Stelle eines ‚dogmatischen‘ Dudens einen ‚offenen‘ geschaffen, und dafür möchte ich nun meinerseits von Herzen danken . . . Sie bringen dadurch Sprachwissenschaft und Sprachpflege in eine Verbindung, wie sie zum beiderseitigen Schaden lange Zeit nicht bestanden hat.“

Diese Äußerungen von Friedrich Sieburg und Hans Glinz lassen erwarten, daß der hier sprechende Leiter der Dudenredaktion keineswegs nur dem einen Teil des Themas, „der Sprachnorm“, sondern auch dem zweiten Teil, „der Sprachwirklichkeit“, zugewandt ist. Sie lassen aber zugleich auch erkennen, daß zwischen Sprachnorm und Sprachwirklichkeit gelegentlich Klüfte bestehen, denen wir uns bei einem solchen Thema zuzuwenden haben. Dabei läßt sich der Wendung von Hans Glinz „Sie bringen dadurch Sprachwissenschaft und Sprachpflege in eine Verbindung, wie sie zum beiderseitigen Schaden lange Zeit nicht bestanden hat“ entnehmen, daß der Sprachpfleger vornehmlich auf seiten der Norm und der Sprachwissenschaftler vornehmlich auf seiten der Sprachwirklichkeit gestanden hat und daß es ein erstrebenswertes Ziel sei, eine wissenschaftlich begründete Sprachpflege zu betreiben.

Wir selbst haben immer deutlich werden lassen, daß wir dieses Ziel seit fast zwanzig Jahren anstreben. Wir selbst haben dabei aber auch wie wohl kaum ein anderer erfahren müssen, daß weite Kreise unserer Sprachgemeinschaft den Blick auf die sprachliche Wahrheit nur schwer ertragen können. Ja, in den dabei entstandenen Kontroversen geriet die Sprachwissenschaft in ihrem Bemühen, die Sprachwirklichkeit zu erfassen, gegenüber manchen Sprachpflegern und Sprachkritikern sogar in Gefahr, als Sprachverderber zu erscheinen. So gewaltsam können die Reaktionen sein, welche die Entschleierung der Gegenwartssprache auslösen.

An dieser Stelle wende ich mich der zweiten Besonderheit zu, die mir mit meinem heutigen Vortrag verknüpft zu sein scheint. Es ist der Wandel, der sich in der germanistischen Disziplin vollzogen hat oder noch vollzieht. Noch in den zwanziger Jahren, als ich in Frankfurt und Marburg Germanistik studierte, wäre es kaum denkbar gewesen, daß die neuzeitliche Hochsprache zum Gegenstand eines wissenschaftlichen Vortrages hätte gemacht werden können. Noch wirkte der Historismus des 19. Jahrhunderts, der in Jacob Grimm seinen reinsten Repräsentanten gefunden hatte, fort. Erst seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts gewinnt die deutsche Gegenwartssprache als Forschungsobjekt eigenes Leben. Männer wie Schmidt-Rohr, Ipsen, Porzig, Trier und Weisgerber sind in diesem Entwicklungsgang an erster Stelle zu nennen. Der Einschnitt von 1945 hat diesen Prozeß überaus beschleunigt. Heute gibt es fast kaum noch eine Universität, an der nicht Vorlesungen über die deutsche Gegen-

wartssprache gehalten würden. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat bereits vor Jahren einen Schwerpunkt „Sprache und Gemeinschaft“ gebildet. Vier größere Grammatiken der Gegenwartssprache sind seit 1952 erschienen. Hans Glinz' Innere Form des Deutschen, die von mir herausgegebene Duden-Grammatik, Erbens Abriß der deutschen Grammatik und Brinkmanns Buch über die deutsche Sprache. Daneben gibt es bereits eine respektable Zahl von Einzelabhandlungen über grammatische Erscheinungen der Gegenwartssprache. Das deutlichste Zeichen für diesen Wandel ist aber wohl die Gründung unseres Instituts am 19. April 1964 in Mannheim, das die Erforschung der deutschen Gegenwartssprache als Hauptaufgabe ansieht.

Wenn man dies alles überblickt, dann erkennt man die Breite, in der die Sprachwissenschaft das Forschungsobjekt „Gegenwartssprache“ angegangen hat. Niemand freut sich über diese Entwicklung mehr als die Dudenredaktion, weil sie seit 1880 weithin mit ihren Sorgen allein stand. Niemand wird es aber auch verwundern, daß bei der dargestellten breiten Erforschung der deutschen Gegenwartssprache eine Sprachwirklichkeit sichtbar wird, die mit den überkommenen Normen nicht immer im Einklang steht. Das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachwirklichkeit hat deshalb in unserer Epoche eine wohl nie zuvor gekannte Aktualität erfahren. Fast möchte man überspitzt formulieren: Je mehr Sprachwirklichkeit sichtbar wird, desto weniger Normen bleiben bestehen. Und umgekehrt kann man sagen: Je weniger Sprachwirklichkeit sichtbar war, desto leichter war es, Bücher über die „Sprachdummheiten“ zu schreiben. Es war der Nährboden der dogmatischen Sprachpfeleger. Wer hier jedoch im eigentlichen Sinne „schuldig“ war, Wissenschaft oder Sprachpflege, ist kaum zu entscheiden.

Die dogmatischen Sprachpfeleger hatten es bei uns aber auch deshalb leicht, weil die Norm dadurch im besonderen Ansehen stand, daß bis weit in das 19. Jahrhundert hinein „Schriftsprache“ und „gesprochene Sprache“ auseinanderfielen. Dies wird vielleicht am deutlichsten in den rechtschreiblichen Anweisungen Adelungs am Ende des 18. Jahrhunderts, wo er die Regel aufstellt<sup>1</sup>: Schreibe, wie du sprichst! Nach der Frage aber: Wie spricht man denn? nicht einfach

<sup>1</sup> Johann Christoph Adelung, Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuch für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, Frankfurt und Leipzig 1788, S. 28ff. u. S. 57.

antwortet, wie die Besten sprechen, sondern wie die Besten schreiben. Sie sprachen nämlich fast noch weithin landschaftlich. In gleicher Weise diskutierte noch Anfang der fünfziger Jahre der Grimm-Schüler Weinhold mit Rudolf von Raumer diese Frage bei ihrer Auseinandersetzung um eine deutsche Einheitsschreibung.<sup>2</sup> Erst 1898 zeugt der damals erscheinende „Siebs“ dafür, daß die Schriftsprache weithin in die Rolle der gesprochenen Sprache hineingewachsen ist. Es bedarf keiner Erklärung, daß durch diesen elementaren Vorgang, der in unserer Zeit durch Rundfunk und Fernsehen mächtig gefördert wird, auch von hier aus das Verhältnis von Norm und Sprachwirklichkeit eine Aktualisierung erfahren hat, denn die gesprochene Sprache ist anderen Bedingungen unterworfen als die geschriebene. Wo sich dieser Prozeß nicht vollzogen hat, wie in der Schweiz, wo noch Mundart und Schriftsprache unvermittelt gegenüberstehen, ist deshalb auch heute noch der Ruf nach strenger Norm am stärksten.

Man muß beide Vorgänge, die Ausweitung der neuhochdeutschen Schriftsprache als gesprochene Sprache und die Hinwendung der Sprachwissenschaft zu dieser Sprache als Forschungsobjekt, nebeneinander sehen, um zu begreifen, daß uns der Antagonismus zwischen Sprachnorm und Sprachwirklichkeit immer stärker beschäftigt. In größter Bedrängnis ist dabei der Sprachpfeleger, weil er nicht Gefahr laufen darf, alles zu relativieren, und weil er sich andererseits der wissenschaftlichen Einsicht nicht verschließen will.

Die Frage lautet also: Ist wissenschaftliche Sprachpflege überhaupt möglich, ohne den Zweck der Sprachpflege selbst zu verkehren, d. h., ohne der Sprache durch allzu starke Konfrontierung von Norm und Sprachwirklichkeit Schaden zuzufügen? Wenn wir an die eingangs zitierte Besprechung der Duden-Grammatik durch Friedrich Sieburg oder auch an die Diskussion um die Funktionsverben denken, die im Anschluß an den Vortrag von Peter von Polenz auf dem Mannheimer Germanistentag zwischen ihm und Dolf Sternberger entstanden war, dann erkennen wir, daß wir dabei sind, eine Antwort auf diese Frage zu finden. Die Frage selbst scheint uns symptomatisch für die eingangs skizzierte Situation unserer Wissenschaft zu sein.

Eine brauchbare Antwort und zugleich Maßstäbe für den Sprach-

<sup>2</sup> Vgl. hierzu den Aufsatz von *Karl Weinhold*, Über deutsche Rechtschreibung, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Wien 1852, und die Erwiderung von *Rudolf von Raumer*, a. a. O., 1855.

pfleger in unserer Zeit finden wir allein vom sprachlichen Beispiel her. Ich wähle dazu das Beispiel des doppelten Akkusativs nach Verben wie *lehren* und *kosten*, das Beispiel des  $\chi$ -Anschlusses nach dem Verb *brauchen* und das Beispiel über den heutigen Gebrauch der Vergleichspartikeln *wie* und *als*. Diese Beispiele sind für unsere Fragestellung deshalb so lehrreich, weil sie einen Einblick in weitere Zusammenhänge unseres Sprachsystems zulassen. Selbstverständlich hätten wir hierzu auch jede andere Stelle des Sprachsystems wählen können, wo Norm und Sprachwirklichkeit im Widerstreit stehen, so vor allem Stellen im Bereich der Morphologie des Nomens, worauf schon im Jahre 1955 der Schwede Ivar Ljungerud mit seinem Buch „Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache“ hingewiesen hat.

Bevor wir uns jedoch diesen Beispielen zuwenden, gestatten Sie mir einige Bemerkungen, die unsere Arbeit in der Dudenredaktion betreffen.

In Erkenntnis der Aktualisierung von Norm und Sprachwirklichkeit in unserer Zeit haben wir bereits seit 1958 in der Dudenredaktion damit begonnen, Unterlagen zu schaffen, die einen Einblick in die Sprachwirklichkeit sicherstellen sollen. Dazu dient zunächst unsere Belegsammlung. Zahlreiche freie Mitarbeiter sehen die deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte auf den syntaktischen Einsatz der Wörter unserer drei Hauptwortarten durch. Es kommt uns darauf an, zu erfahren, was mit wem und wie verbunden werden kann. Also *Acker* mit *pflügen*, *Blätter* mit *fallen*, *Wolken* mit *ziehen*. Es sind die muttersprachlich geltenden Sinnkopplungen unserer Sprache, aus denen vornehmlich unser Sprachbesitz besteht. Sosehr diese Kartei, die inzwischen über eine Million Belege enthält, über den Verwendungsbereich eines Wortes Auskunft gibt, sosehr antwortet sie auch auf morphologische und syntaktische Fragen, weil alle Sinnkopplungen mit weitem Kontext exzerpiert worden sind. Diese Belegsammlung wird, so hoffen wir, in wenigen Jahren für den Gebrauch unserer Gegenwartssprache repräsentativ sein.

Die zweite Primärquelle schaffen wir uns durch unsere Sprachberatung. Es werden jährlich weit über fünftausend Anfragen durch die Sprachberatungsstelle der Dudenredaktion beantwortet. Da wir diese Anfragen und unsere Antworten seit 1955 sammeln und thematisch sowie geographisch aufschlüsseln, haben wir einen vollständigen Überblick über die Bewegungsvorgänge innerhalb unseres gegen-

wärtigen Sprachsystems gewonnen. Die Häufigkeit gleicher Anfragen läßt uns in Verbindung mit ihrer räumlichen Herkunft ein Urteil über den Grad der Ausbreitung einer sprachlichen Erscheinung gewinnen.

Wir wenden uns nach diesem Exkurs über die Primärquellen der Dudenredaktion nun den vorher genannten Zweifelsfragen zu, an denen wir eine Antwort auf unsere Frage zu finden hoffen, wie wissenschaftliche Sprachpflege möglich ist, ohne der Sprache selbst Schaden zuzufügen.

### *Der doppelte Akkusativ*

Wenn wir den syntaktischen Bereich unserer Gegenwartssprache überblicken, dann stellen wir fest, daß ein doppelter Akkusativ an drei Stellen auftreten kann, die sich allerdings deutlich voneinander unterscheiden.

In dem Satz: *ich führe ihn diesen Weg* handelt es sich bei *diesen Weg* um einen adverbialen Akkusativ. Wohin führe ich ihn? In dem Satz: *ich nenne ihn einen Lügner* habe ich eine Entsprechung zu dem Satz: *er ist ein Lügner*. Die Gleichsetzung im Akkusativ ist der Gleichsetzung im Nominativ nebengeordnet.

Ganz anders ist der doppelte Akkusativ nach Verben wie *lehren* und *kosten* zu werten. In dem Satz: *er lehrte seinen Freund den Gebrauch des Werkzeuges* oder *das kostet ihn ein Vermögen* sind beide Akkusative auf das Verb bezogen. Diese Konstruktion mit dem doppelten Akkusativobjekt ist neben *lehren* und *kosten* heute noch bei den Examensverben *abfragen* und *abhören* möglich.

Außerdem gibt es noch festgewordene Wendungen mit dem doppelten Akkusativ bei *fragen* und *bitten*, wo allerdings pronominaler Gebrauch im 2. Akkusativ überwiegt (*ich habe dich etwas gefragt, gebeten*). Sie sind zu Beginn des Neuhochdeutschen entstanden, als in der noch mittelhochdeutsch geltenden Konstruktion Akkusativ + Genitivobjekt (*dô vrage man der mære die unkunden man*, Nibelungenlied 140,3) der Genitiv ersetzt wurde: *Ich fragte dich etwas. Was hat er dich gefragt?* Auch mit Substantiv: *Er fragte mich schwierige Dinge*. Bei *bitten*: *Eins bitt ich dich*. Wenn man von diesen festgewordenen Wendungen absieht, die vereinzelt neben den präpositionalen Aufschlüssen *fragen nach etwas*, *bitten um etwas* stehen und bei denen zu keiner Zeit der Akkusativ der Person in Opposition zum Dativ der

Person getreten ist, dann bleiben, wenn man weiterhin noch den Einzelfall *kosten* ausklammert, auf den wir gesondert zu sprechen kommen, nur Verben übrig, die dem semantischen Bereich „Bildung vermitteln und wieder überprüfen“ angehören. Es sind *lehren*, bei dem zeitweise noch *unterweisen* und *unterrichten* mit doppeltem Akkusativ gestanden hat, und die jüngeren Gegenwörter *abfragen* und *abhören*.

Sie sind es mit dem ausgeklammerten *kosten*, die mitten in der Auseinandersetzung zwischen dem Akkusativ der Person und dem Dativ der Person stehen. Sie sind dieser Auseinandersetzung ausgesetzt, weil der doppelte Akkusativ, wie unsere Bestandsaufnahme gezeigt hat, eine Sonderstellung in unserem syntaktischen System einnimmt. Hans Glinz hat diese Sonderstellung so stark empfunden, daß er in seiner Inneren Form des Deutschen in diesem Zusammenhang geradezu von einer „Unregelmäßigkeit“, ja von einer „Willkür“ im System gesprochen hat.<sup>3</sup>

Daß die Sprachgemeinschaft weithin nicht anders empfindet, zeigt ihr ständiges Bemühen, die wenigen doppelten Akkusative in der so geläufigen Grundform Subjekt, Prädikat, Dativobjekt + Akkusativobjekt nach dem Muster *Karl schenkt seiner Mutter Blumen* aufgehen zu lassen.

Wir wollen nun diesen daraus entstehenden Existenzkampf des Akkusativs der Person gegen den sonst allgemein üblichen Dativ der Person im einzelnen verfolgen.

*Lehren* im Sinne von Kenntnisse beibringen kommt mit doppeltem Akkusativ bereits aus dem Germanischen. Ahd., mhd. *lêren* und frühhd. *lehren* werden ebenso konstruiert. So heißt es beispielsweise bei Walther von der Vogelweide: *ich will dich lêren einen list*. Erst seit dem 17. Jahrhundert verzeichnet der Grimm das Auftreten des Dativs der Person. Vom 18. Jahrhundert heißt es dort „indes verwenden die besten schriftsteller die fûgung mit dem persönlichen dativ neben der älteren mit dem persönlichen acc. . . . und öfters finden sich beide fûgungen ziemlich dicht nebeneinander“.<sup>4</sup>

Trübner vermutet für diesen Einbruch des Dativs in die Rektion von *lehren* auch französischen Einfluß, weil dort die Fügung gilt: *enseigner qc. à q.* Es ist für diese Epoche durchaus glaubhaft, daß vom Französischen her die Analogiewirkung unserer Grundform Dativ + Akkusativ unterstützt wurde.

<sup>3</sup> Hans Glinz, *Die innere Form des Deutschen*, 4. Aufl. Bern 1965, S. 175.

<sup>4</sup> Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 6, Leipzig 1885, Spalte 565.

In neuerer Zeit tritt der Dativ wieder zurück. Hermann Paul schreibt dies in seiner Grammatik (1919) dem Einfluß der Grammatiker zu.<sup>5</sup>

Wenn wir unsere oben erwähnten Quellen der Dudenredaktion auf den heutigen Gebrauch von *lehren* hin befragen, dann läßt das Material der Sprachberatungsstelle zwar den Zweifel sichtbar werden, zugleich aber erkennen, daß das Verb *lehren* wegen des doppelten Akkusativs alltagssprachlich völlig gemieden und dadurch oft falsch durch *lernen* ersetzt wird. Demgegenüber zeigt unsere Belegsammlung bei *lehren*, entsprechend der Feststellung von Hermann Paul, einen überwiegenden Gebrauch des Akkusativs. Nur wenige Belege enthalten den Dativ. So der Satz von Hermann Hesse in *Narziß und Goldmund*: *Lange hatte er scheinbar vergeblich sich bemüht, ihn zu belehren, ihm die Sprache zu lehren.*<sup>6</sup>

Dies ist anders bei dem jüngeren Kompositum *abfragen*. Grimm kennt nur Belege mit dem Dativ: *so fragt man dem bauer die künste ab*. Das gleiche gilt für *Adelung* und *Campe*. Erst neuere Wörterbücher, so auch das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz, verzeichnen doppelten Akkusativ neben Dativ + Akkusativ: *den Schüler die Vokabeln abfragen* neben gleichwertigem *dem Schüler die Vokabeln abfragen*.

Bei dem synonymen *abhören* verzeichnet Grimm aus eigenem Sprachbesitz den doppelten Akkusativ: *höre mich den spruch ab*. Das gleichfalls von ihm verzeichnete *höre mir den spruch ab* will er im Sinne von „lausche mir den Spruch ab; lerne den Spruch von mir“ verstanden wissen. Auch in diesem Fall notiert das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache gleichen Gebrauch von doppeltem Akkusativ und Dativ + Akkusativ: *den Schüler die Vokabeln abhören* und *dem Schüler die Vokabeln abhören*.

Das Kompositum *ausfragen*, für das Grimmebenfalls noch einen doppelten Akkusativ belegt, kann heute nur noch mit präpositionalem Anschluß verwendet werden: *jemanden ausfragen nach etwas, über etwas*.

Überblickt man die heute noch gebräuchlichen Verben aus der Gruppe „Bildung vermitteln, Bildung abfragen“ insgesamt, also *lehren*, *abfragen* und *abhören*, dann kann man bei ihnen eine schriftsprachliche Zunahme des doppelten Akkusativs seit dem 19. Jahrhundert feststellen. Als Ursache darf zunächst wohl Analogiewirkung von *lehren* auf seine Gegenwörter *abfragen*, *abhören* angenommen

<sup>5</sup> Hermann Paul, Deutsche Grammatik, Bd. 3, Halle 1919, S. 391.

<sup>6</sup> Hermann Hesse, *Narziß und Goldmund*, Suhrkamp, Frankfurt 1960, S. 55.



werden. Außerdem ist sehr wahrscheinlich, daß auch die erstarrten, aber häufigen Wendungen des Simplex *fragen* auf das Kompositum *abfragen* hinübergewirkt haben. Auch wäre noch zu untersuchen, wie weit bestimmter mundartlicher Gebrauch dem Akkusativ hier Vor-schub geleistet hat. Zweifellos ist aber die stärkste Wirkung von den Grammatikern und Sprachpflegern ausgegangen, denn die Rückentwicklung zum Akkusativ bei *lehren* kann überhaupt nicht anders erklärt werden. Dies ergibt sich vor allem auch daraus, daß *lehren* diese Rückentwicklung mit seiner fast völligen Ausmerzung aus der Alltagssprache hat bezahlen müssen. Hier herrschen heute die Synonyme *unterrichten*, gehoben: *unterweisen*, umgangssprachlich: *beibringen*, *lernen*.

Bei *abfragen* und *abbören* vollzieht sich in neuester Zeit die gleiche Auseinandersetzung zwischen Akkusativ und Dativ wie bei *lehren* im 18. Jahrhundert. Da *abbören* und *abfragen* aber alltägliche Wörter der Schulsprache sind, wird ein Entscheid zugunsten des Akkusativs wie bei dem schriftsprachlich isolierten *lehren* nicht zu erwarten sein. Die Alltagssprache kennt im Gegensatz zur Schriftsprache weithin: *Ich höre ihm die Vokabeln ab*.

Zum Schluß der Betrachtung des doppelten Akkusativs in seinem Existenzkampf gegen die Grundform Dativ + Akkusativ bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Wortgeschichte von *kosten* zu werfen. *Kosten* kommt im 12. Jahrhundert über den Niederrhein als Lehnwort aus dem Französischen zu uns. Ihm liegt afrz. *coster* zugrunde, das seinerseits auf vulgärlat. \**costare* und von dort auf *klass.-lat. constare* zurückgeht.<sup>7</sup> Obwohl im Lateinischen und im Französischen die Person im Dativ steht (*constant mihi, cela lui coûte*), tritt bei uns *kosten* bereits nach der Übernahme mit doppeltem Akkusativ auf, wobei allerdings von Grimm auch Dative der Person für das Mittelhochdeutsche belegt werden. Behaghel<sup>8</sup> bezeichnet angesichts des Dativs im Lateinischen und im Französischen den doppelten Akkusativ bei *kosten* als rätselhaft. Er vermutet Kasusverwechslung bei der Übernahme durch den nicht erkennbaren Kasus in den Wendungen *cela me coûte, nous coûte*. Seitdem besteht die Opposition zwischen Dativ und Akkusativ bei diesem Verb. Im 18. Jahrhundert nimmt auch hier, wie bei *lehren*, der Dativ zu. Hermann Paul<sup>9</sup> gibt für diese Zeit

<sup>7</sup> Vgl. Duden, Etymologie, S. 363.

<sup>8</sup> Otto Behaghel, *Deutsche Syntax I*, S. 701.

<sup>9</sup> Hermann Paul, a. a. O., Bd. 3, S. 392.

gleichstarken Gebrauch von Akkusativ und Dativ an. So sagt z. B. Klopstock (Beleg bei Behaghel): *es hat mir nicht wenig Überwindung gekostet*. Und Schiller in einem Brief<sup>10</sup>: *Es kostete mir oft, Euch diesen Eindruck zu verbergen*. Bei Lessing steht in *Miß Sarah Sampson* 2, 7: *sie kostet mir ein Vermögen*. Die Beispiele ließen sich häufen. Der Dativ stellt sich natürlich nur dort ein, wo im Akkusativ der Sache, wie in den zitierten Beispielen, ein Substantiv steht. Hierher gehören vor allem die Wendungen: *das kostet mir oder mich Arbeit, Tränen, das Leben, den Kopf, den Kragen*. Bei den reinen Zahlenangaben *das kostet 10 Mark* oder auch bei den unbestimmten Zahlenangaben *das kostet viel, wenig* handelt es sich demgegenüber um völlig neutralisierte Kasus, die nicht in der Lage sind, eine Dativopposition hervorzurufen.

Das fast gleichwertige Nebeneinander der beiden Kasus, das Paul für das 18. Jahrhundert angibt, besteht bei *kosten* bis in unsere Zeit fort. Bei der Sprachberatungsstelle der Dudenredaktion gehören die Anfragen über den Kasus der Person bei *kosten* zu den zahlreichsten. Das liegt gegenüber *lehren* daran, daß *kosten* bei seiner Häufigkeit nicht schriftsprachlich isoliert werden kann. Aus diesen Anfragen läßt sich mit Sicherheit entnehmen, daß die Neigung bei der gesprochenen Sprache zum Dativ der Person neben dem Akkusativ der Sache sehr groß ist. Auch unsere Belegsammlung zeigt, daß bei *kosten* die Dativfälle im Gegensatz zu *lehren* zahlreicher sind. Trotzdem läßt sich auch hier ein Rückgang des Dativgebrauchs gegenüber dem 18. Jahrhundert feststellen, und zwar von  $\frac{1}{2}$  auf etwa ein  $\frac{1}{3}$ . Einige Beispiele für den Dativ müssen genügen: *Und dieses Zögern kostete seinem Sohn das Kaiserreich und ihm selbst die Freiheit*.<sup>11</sup> – *Das kann mir den Hals kosten*.<sup>12</sup> – *Nun ist aber Markian alles andere als eine Puppe gewesen, was ihm nur darum nicht den Kopf gekostet hat, weil er ungemein geschickt vorging*.<sup>13</sup> – *Es kann dir das Leben kosten*.<sup>14</sup> – *Aber dem Zipzalp kostet es das Leben*.<sup>15</sup> – Demgegenüber mit Akkusativ: *das kostet Sie den Kopf*.<sup>16</sup> – *Ein einziger Fehler in seiner Berechnung kostete seine Besatzung das Leben*.<sup>17</sup>

<sup>10</sup> Beleg bei Trübner, Deutsches Wörterbuch, Berlin 1943, Bd. 4, S. 242.

<sup>11</sup> Stefan Zweig, Josef Fouché, Fischer Bücherei, S. 198.

<sup>12</sup> Bertolt Brecht, Drei Groschen Roman, Rowohlt Taschenbuch Verlag, S. 350.

<sup>13</sup> Frank Thieß, Das Reich der Dämonen, Paul Zsolnay Verlag, Hamburg 1960, S. 392.

<sup>14</sup> Hermann Hesse, Narziß und Goldmund, a. a. O., S. 320.

<sup>15</sup> Manfred Hausmann, Salut gen Himmel, Fischer Bücherei, S. 81.

<sup>16</sup> Ilse Aichinger, Die größere Hoffnung, Fischer Bücherei, S. 130.

<sup>17</sup> Wolfgang Ott, Haie und kleine Fische, Fischer Bücherei, S. 326.

Was zeigt uns nun diese Bestandsaufnahme?

1. Der Verbalbereich der syntaktischen Grundform mit zwei Akkusativobjekten ist in allen hier betrachteten Zeitabschnitten klein gewesen. Alt ist in ihm nur das Verb *lehren*. Im 12. Jahrhundert kommt das Lehnwort *kosten* hinzu. Frühneuhochdeutsch entstanden dann im Zuge des Übergangs älterer partitiver Genitive in neuzeitliche Präpositionalgefüge einige doppelte Akkusative, so bei *fragen*, *bitten*, *unterweisen*, *unterrichten*, *hören* u. a. Davon sind einige Wendungen fest geworden, die Verben selbst gehören inzwischen ganz den Verbalbereichen von Grundformen mit Präpositionalgefügen an. Lediglich *abfragen* und *abbören* sind noch neuzeitlich je zur Hälfte hinzuge treten.

Dieser Umfang des Verbalbereiches macht deutlich, daß es sich beim doppelten Akkusativ um eine syntaktische Sonderform handelt. Diese Sonderform konnte selbst zur Zeit des Abbaues alter partitiver Genitive nicht an Boden gewinnen. Der neuere Zuwachs bei *abfragen* und *abbören* ist weithin den Grammatikern zuzuschreiben.

2. Die Abneigung in der Sprachgemeinschaft gegenüber zwei Akkusativobjekten ist so groß, daß *lehren* schriftsprachlich isoliert wurde und daß bei *abfragen*, *abbören* und bei *kosten* der Kampf um den Dativ der Person, wenn auch mit wechselndem Erfolg, seit ihrem Vorhandensein geführt worden ist. Dabei ist nicht unwichtig zu erwähnen, daß selbst bei *lehren* im Passiv der Dativ schon fast fest geworden ist: *Mir ist Dankbarkeit gelehrt worden.*

Für den wissenschaftlich orientierten Sprachpfleger ergibt sich aus diesen Folgerungen der Schluß, daß es durchaus sprachgerecht ist, auch dem Dativ in dieser Auseinandersetzung eine Chance zu geben. Es muß dann der Zukunft überlassen bleiben, ob sich die Sonderform mit zwei Akkusativobjekten aus eigener Kraft gegenüber der weitverbreiteten Grundform mit Dativ- + Akkusativobjekt behaupten kann. Die Duden-Grammatik sagt deshalb an dieser Stelle: „Man wird diesen Gebrauch des Dativs der Person . . . nicht länger als Fehler bezeichnen können.“

*brauchen* (+ zu)

Was hier für den doppelten Akkusativ gezeigt wurde, gilt auch für den zu-Anschluß bei *brauchen*. Jeder von Ihnen kennt wohl den bedenklichen Spruch: Wer brauchen ohne zu gebraucht, braucht brauchen gar nicht zu gebrauchen.

Gemeint sind mit dieser starren Norm Fälle wie dieser: *vielleicht weil ihre Keuschheit für ihn zu selbstverständlich war, als daß er sie hätte erwähnen brauchen*.<sup>18</sup> Oder aber ein alltagssprachlich so oft gehörter Satz wie dieser: *Du brauchst ihm nicht helfen*.

Versuchen wir zunächst wieder diesen Zweifelsfall durch eine synchrone Betrachtung unseres Sprachsystems einzuordnen.

Es gibt im bestehenden System nur wenige Möglichkeiten, den Anschluß an ein vorausgegangenes Verb mit Hilfe eines reinen Infinitivs zu vollziehen.

Es sind erstens Vorgangsgefüge wie: *Er geht schwimmen. Er bleibt sitzen*. Man kann den Infinitiv hier nur als adverbialen Infinitiv deuten, und zwar im Sinne von: *Er geht ins Wasser, in die Badeanstalt*.

Weiterhin stoßen wir auf Fügungen mit einem reinen Infinitiv wie: *Ich hörte ihn singen. Er ließ den Ball springen*. Es handelt sich um den a. c. i.

Darüber hinaus bestehen die Vorgangsgefüge aus einem Hilfsverb + Infinitiv: *ich werde kommen*.

Und schließlich gibt es noch die Vorgangsgefüge mit einem Modalverb + Infinitiv: *ich kann kommen, ich will kommen, ich soll kommen, ich muß kommen* usw.

Ein Blick auf den Wortinhalt von *brauchen* zeigt uns schnell, daß *brauchen* in einem Satz wie *er braucht nicht kommen* oder *zu kommen* ganz modalen Charakter hat, und zwar in einem Sinne, der den Sätzen *er soll nicht kommen, er muß nicht kommen* nahesteht. Ein solches *brauchen* ist jedenfalls semantisch deutlich unterschieden von *brauchen* im Sinne von *bedürfen*: *ich brauche eueren Rat*.

Sätze mit *brauchen* + reinem Infinitiv weisen deshalb sowohl vom Inhalt des Wortes *brauchen* als auch vom reinen Infinitiv her auf den Modalbereich unseres Konjugationssystems hin. Dieser Hinweis wird noch dadurch verstärkt, daß *brauchen* beim modalen Einsatz im Gefüge mit *haben* ohne *ge-* steht wie alle anderen Modalverben: *er hat nicht kommen* oder *zu kommen brauchen*, wie: *er hat nicht kommen können*. Demgegenüber verlangt *brauchen* im Sinne von *bedürfen* dieses *ge-*: *er hat eueren Rat nicht gebraucht*.

Wortinhalt und morphologische Kennzeichen lassen eindeutig darauf schließen, daß *brauchen* auf dem Wege ist, unseren Modalbereich zu erweitern.

Herbert Kolb hat kürzlich in einem Aufsatz „Über ‚brauchen‘ als

<sup>18</sup> Joachim Bodamer, *Der Mann von heute*, Karl Alber Verlag, Freiburg, S. 112.

Modalverb<sup>19</sup> die Geschichte dieses Verbs dargelegt und darauf hingewiesen, daß ein *brauchen* mit reinem Infinitiv seit Anfang des 19. Jahrhunderts auftritt. Damit, so führt er dort weiter aus, sei syntaktisch erreicht worden, was morphologisch und semantisch schon eher eingetreten gewesen sei.

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts liegt also die Sprachgemeinschaft mit den Grammatikern und Sprachpflegern über den Einsatz des modalen Verbs *brauchen* im Krieg. In unserer Sprachberatungsstelle gehört diese Frage zu den häufigsten. Wer die Alltagssprache beobachtet, weiß, wie oft dort *brauchen* mit dem reinen Infinitiv verwendet wird. Unsere schriftsprachlichen Belege zeigen auch hier, wie bei *lehren*, noch eine strengere Bindung an die bisher empfohlene Norm. Es kann jedoch angesichts der eindeutigen Zugehörigkeit von *brauchen* im Sinne von *sollen* und *müssen* zum modalen Bereich unserer Sprache kein Zweifel daran bestehen, daß es auch hier sprachgerecht ist, dem modalen *brauchen* alle Rechte zuzusprechen, die den übrigen Modalverben zustehen. Dies hatte uns bereits 1959 veranlaßt, in der Duden-Grammatik zu schreiben: „Diese Verwendung von ‚brauchen‘ mit dem reinen Infinitiv gilt noch weithin als umgangssprachlich. Wenn man aber diesen Gebrauch in den dargestellten Zusammenhang stellt, ist zum mindesten Toleranz geboten.“ Herbert Kolb geht nun in seiner schon erwähnten Abhandlung über *brauchen* noch einen Schritt weiter. Er schließt dort:

„Demgegenüber gelangt eine linguistische Analyse zu der Unterscheidung: daß dem modalen Charakter, den das Verbum in der Verbindung mit einem Infinitiv mittlerweile angenommen hat, einzig die Fügung ohne *zu* angemessen ist und daß es sich bei *brauchen zu* + Infinitiv um eine durch die normative Grammatik konservierte ‚erstarrte‘ Sprachform handelt, von der sich ein anerzogenes Stilgefühl nur schwer – und dann eher im Reden als im Schreiben – trennen kann.“

Beide untersuchten Fälle, der doppelte Akkusativ und die Verwendung des modalen Verbs *brauchen*, ließen uns zu dem Schluß kommen, eine sprachliche Erscheinung, die im Widerspruch zur bisherigen Norm steht, dann anzuerkennen, wenn sie sprachgerecht ist, d. h., wenn sie sinnvoll in das geltende Bezugssystem unserer Sprache eingeordnet werden kann. Bis hierher steht der wissenschaftlich geschulte Sprachpfeleger auf verhältnismäßig festem Grund,

<sup>19</sup> Zeitschrift für deutsche Sprache, NF 5, 1964, S. 74.

denn die Sprache kann dort keinen Schaden erleiden, wo sie im Rahmen ihres eigenen Systems gefördert wird. Daß aber Sprache als „*langue*“ im Sinne von Saussure ein jeweils geltendes System von sprachlichen Grundbildern und Grundformen ist, dürfte beim derzeitigen Erkenntnisstand der Sprachwissenschaft unbestritten sein. Was in einem solchen System sinnvoll ist, kann, ja darf deshalb für den Sprachpfleger und Sprachkritiker nicht sinnlos sein. Wir wagten deshalb in unserer Grammatik in den besprochenen Fällen die Freigabe der bisherigen Norm, selbst auf die Gefahr hin, daß es hinter dem aufgestoßenen Tor, wo der Dativ der Person oder der reine Infinitiv ihre Chance haben sollen, scheinbar „*umgangssprachlich*“ zugeht.

*als oder wie*

Nun gibt es aber auch Zweifelsfälle, bei denen sich das Urteil des wissenschaftlich geschulten Sprachpflegers nicht so eindeutig aus dem Sprachsystem ergibt wie bei den behandelten Fällen. Wir wählen hierzu das Schwanken im Gebrauch der Vergleichspartikeln *als* und *wie*.

Die hochsprachliche Norm verlangt heute eine Aufteilung beim Einsatz dieser beiden Partikeln in dem Sinne, daß beim Positiv *wie* und beim Komparativ *als* steht: *Er ist so groß wie ich; er ist größer als ich*. Diese Rollenverteilung ist jedoch nicht ungestört. In der Alltagssprache hört man sehr häufig: *Er ist größer wie ich*. Es gibt aber auch schriftsprachliche Belege wie diesen: *Einige Leute, die dies erfuhren, lachten nun über Herrn Keuner, da seine armseligen Möbel teurer geworden wie die lackierten.*<sup>20</sup>

Wie ist diese Systemstörung zu beurteilen? Wir ziehen hierzu zunächst wieder die früheren Sprachstufen zum Vergleich heran. Mittelhochdeutsch stand nach einem Positiv nicht wie heute *wie*, sondern es standen die Partikeln *sô; alsô, also, als; sam, alsam: wîz alsam snê*; dort wo nhd. *als* nach einem Komparativ steht, standen damals *danne (denne): die sint noch wîzer danne snê.*<sup>21</sup>

Der erste Einbruch in diese Rollenverteilung geschah im Frühneuhochdeutschen, als die Partikel *wie* fähig wurde, nicht nur Sätze, wie bisher, sondern auch Satzglieder zu vergleichen. Seitdem trat *wie* konkurrierend gegen *als* im Positiv auf. Dies war möglich geworden,

<sup>20</sup> Bertolt Brecht, *Geschichten*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1962, S. 169.

<sup>21</sup> H. Paul/W. Mitzka, *Mittelhochdeutsche Grammatik*, 18. Aufl., Tübingen 1959, S. 240.

weil *als* in spätmittelhochdeutscher Zeit sich immer stärker zur Partikel entwickelte, die in Verbindung mit einem Substantiv die Eigenschaft bezeichnete, die für ein Bezugswort gelten soll: *er sagte dies als Künstler* (in seiner Eigenschaft als Künstler). Dem steht die vergleichende Aussage mit *wie* gegenüber: *er sagte dies wie ein Künstler* (als ob er einer wäre; vgl. Grimm, *wie*, III [1, 2]). Bei Luther ist *wie* neben *als* im Vergleich schon durchaus geläufig. So heißt es in Matthäus 18,3: „*es sey denn, daß ihr euch umbkeret, und werdet wie die kinder, so werdet ihr nicht in das himmelreich kommen.*“<sup>22</sup>

*Wie* und *als* laufen in dieser Rolle noch lange nebeneinander her. In den *Wanderjahren* von Goethe steht der Satz: [die Kapelle] *ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt.*<sup>23</sup> In einzelnen Verbindungen ist *als* heute noch fest, so vor allem in der gepaarten Konjunktion *sowohl – als auch*. Das Nebeneinander von *wie* und *als* führte auch zu der heute von den Sprachpflegern gerügten Doppelung *als wie*. Sie findet sich u. a. auch in Goethes *Tasso*: *Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick, als wie der Vortheil seines eignen Staats.*<sup>24</sup>

Das durch *wie* im Positiv verdrängte *als* tritt nun seinerseits von der Mitte des 16. Jahrhunderts an konkurrierend gegen *denn* im Komparativ auf. Diese Auseinandersetzung zwischen *denn* und *als* reicht bis in die deutsche Klassik hinein. In festen Wendungen wie *mehr denn je* ist der mittelhochdeutsche Gebrauch bis heute üblich.

Durch dieses Eindringen von *wie* in die mittelhochdeutsche Rolle von *als* und durch die darauf folgende Verdrängung von mittelhochdeutsch *danne*, *denne* durch *als* war im 18. Jahrhundert die Partikeldifferenzierung für den Positiv und den Komparativ im allgemeinen wiederhergestellt.

Doch fast gleichzeitig dringt *wie* auch in den Bereich des Komparativs ein: *Des Mayes Erwachen ist nur schöner noch wie die Sommernacht.*<sup>25</sup> Dieser Gebrauch breitete sich vor allem in Norddeutschland aus. Heute ist er über das ganze Sprachgebiet verteilt.

Was ergibt sich hieraus? Unsere Sprachgemeinschaft hat sowohl im Mittelhochdeutschen mit *als*, *sam* u. a. Partikeln im Positiv und mit *danne*, *denne* im Komparativ als auch im Neuhochdeutschen mit *wie* im Positiv und mit *als* im Komparativ die im Vergleich gegebene

<sup>22</sup> Beleg bei Trübner, Deutsches Wörterbuch, a.a.O., Bd. 8, S. 152.

<sup>23</sup> Beleg bei Grimm, Deutsches Wörterbuch, a.a.O., Bd. XIV, I, 2, Spalte 1475.

<sup>24</sup> Beleg bei Trübner, a.a.O.

<sup>25</sup> Klopstock, Oden. Beleg bei Hermann Paul, Deutsche Grammatik, a.a.O., Bd. IV, S. 235.

Differenzierung gewahrt. Dies entspricht dem englischen und dem französischen Gebrauch mit *as* und *than* bzw. mit *comme* und *que*.

Durch die seit dem Frühneuhochdeutschen sich anbahnende Ausweitung des Gebrauchs von *wie* und die damit parallel gehende Festlegung von *als* in der oppositionellen Verwendungsweise *er spricht wie ein Künstler – er spricht als ein Künstler hat wie* so sehr die Aufgabe übernommen, anzugeben, „wie etwas ist oder geschieht“, daß die Sprachgemeinschaft seit der Mitte des 18. Jahrhunderts geneigt ist, auf die Differenzierung innerhalb des Vergleichs zu verzichten und alles Vergleichene mit der Partikel *wie* allein zu kennzeichnen. Es ist die Anbahnung eines grammatischen Ausgleichs, der in der Sprache ein legitimer Vorgang ist.

Der Sprachwissenschaftler wird in einem solchen Falle feststellen müssen, daß es sich bei der Differenzierung im System und beim Ausgleich um sprachgerechte Vorgänge handelt. Der Sprachpfeleger in ihm kann allerdings seinen Entscheid für die eine oder andere Möglichkeit nur von seiner persönlichen Haltung bei diesem Sprachvorgang abhängig machen.

Dies hat in den Jahren 1958 und 1959 zu zwei verschiedenen Empfehlungen geführt.

Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat sich im 2. Jahrgang ihres Sprachdienstes, dessen Inhalt von dem zu früh verstorbenen verdienstvollen Leiter der Lüneburger Forschungsstelle, Oskar Buchmann, weithin bestimmt wurde, eindeutig für den grammatischen Ausgleich entschieden: *Er ist so groß wie ich. Er ist größer wie ich.*

Die ein Jahr später erschienene Duden-Grammatik hielt an der Differenzierung im System fest (*Er ist so groß wie ich. Er ist größer als ich*), notierte aber zugleich, um der Sprachgemeinschaft den letzten Entscheid zu überlassen, daß alltagssprachlich der Ausgleich angestrebt wird.

Der hier einbezogene Entscheid der Sprachgemeinschaft, der sich mit Hilfe der Häufigkeit einer sprachlichen Erscheinung feststellen läßt, ist wohl unbestritten, denn es gibt niemand außer ihr, der festsetzen könnte, was in der Sprache Geltung hat. Schon Adelung sagte einmal: „... weil in einer Sprache nichts fehlerhaft ist und seyn kann, was in derselben allgemein ist.“ Dies alles verlangt selbstverständlich vom verantwortungsbewußten Sprachpfeleger eine behutsame Hand, vor allem dort, wo soviel Autorität im Spiele ist wie beim Duden. Der Sprachpfeleger hält sich deshalb lieber an den Spruch „Was fällt, das soll man stützen“ als an den gegenteiligen Spruch „Was fällt,



das soll man stoßen“. So stellt beispielsweise die Duden-Grammatik (S. 124) zunächst die Ursachen dar, die selbst bei den besten Schriftstellern zur „Umschreibung“ der einfachen Konjunktivformen mit „würde“ geführt haben (altertümliche Formen, lautliche und formale Gleichheit mit Präsensformen und der sich daraus ergebende Drang nach Verdeutlichung), um dann stützend hinzuzufügen: „Der Liebhaber klanglich schöner und historisch ehrwürdiger Sprachformen wird die überall im Vorrücken begriffene . . . Umschreibung mit „würde“ + Infinitiv ablehnen, er kann aber nicht leugnen, daß sich die einfachen Konjunktivformen auf dem Rückzug befinden.“ An einer anderen Stelle (S. 112) heißt es nach der Darlegung des Perfektschwundes: „Es wäre bedauerlich, wenn durch das Vordringen des Präteritums in der Hochsprache (die süddeutschen Mundarten wirken hier allerdings entgegen) das Perfekt seine Bedeutung verlöre.“

Diese Stelle veranlaßte die Redaktion der FAZ, eine Sprachglosse unter dem Titel „Duden mit Herz“ erscheinen zu lassen. Das, was in der FAZ mit dem Wort „Herz“ gemeint war, ist nichts anderes als die Achtung vor überlieferten Formen. Aus dieser Achtung wächst jene behutsame Haltung, ohne die ein Sprachpfleger nicht denkbar ist. Diese Haltung ist ein notwendiges Korrelat zu seiner rationalen Einstellung gegenüber der Sprache als System. Wenn beides zusammentrifft, wird wissenschaftliche Sprachpflege ohne allzu starke Relativierung der Norm möglich sein. Ja, wir müssen um der Sprache willen diese Haltung heute besonders fordern, weil wir in unserem Zeitalter, das hinter dem Historismus liegt, auf eine wissenschaftliche Erforschung unserer Gegenwartssprache nicht mehr verzichten und deshalb der Sprachwirklichkeit nicht mehr ausweichen können.

Ich glaube mich mit meinen Ausführungen in Übereinstimmung mit den Auffassungen Peter von Polenz' zu befinden, der in seinem Aufsatz über „Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch“ geschrieben hat:<sup>26</sup> „Die Kritik an gewissen schriftsprachlichen Normen darf aber keineswegs dazu verleiten, alle Dämme aufzustechen und der Flut des Ungeregelten ihren Lauf zu lassen. Der schriftsprachlichen Norm kann nur das entgegengesetzt werden, was sich in der ungezwungenen Rede der Sprachgemeinschaft bewährt hat und in der Struktur begründet ist.“ Es ist das gleiche, was wir mit den Wörtern „sprachgerecht“, „sprachliche Geltung“ und „charakterliche Haltung“ zu fassen versuchten.

<sup>26</sup> Der Deutschunterricht, Bd. 16, Heft 4, S. 76.